Isonzoschlacht.

Von Karl Fr. Nowak.

Karstfront, im November.

Ein Karstdorf, Stein nichts als Stein, ein paar graue, fahle Baukasten, regellos um die Kirche gewürfelt. Rührend, diese aspetisch schmucklosen, bleichen Karstdorfkirchen, immer die zwei schwarzen, schweigsamen Pinien vor dem Tor, rührend das abgesparte grüne Rasenidyll zwischen Pfarrei und nächster Häuserzeile, eingesperrt hinter engem Zugang, scheu versteckt und weltabgeschlossen, ein kriegsvergessener Zufluchtswinkel. Manchmal noch eine Linde vor der Kirche, uralt, mit breitem Blätterdach, den schweren Stamm friedvoll von runder Bank umrahmt. Aber überall durchs Geäst klettern die dünnen, ewig ruhelosen Schnüre. Und hüpfen auf die Masten, die überall vor den Bauernhäusern stehen. Ein Netz von Spinnweben über dem ganzen Dorf. Lautlos liegt das Dorf. Aber die Pinien, die Altväterbank um die Linde, die Idylle lügen. Vor dem Dorf ist der grausamste Krieg.

Ein unscheinbares Haus, schmaler Stiegenaufgang, allerlei Kisten, Truhen, Schränke im Flur: dies ist das Kommando. So still ist's rundum, daß die Stille durchs offene Fenster hörbar hereinzukommen scheint. Wenn ein Schuß fällt, geht er verschlafen durchs Land. Von halber Stunde zu halber Stunde. Bisweilen auch eine Stunde lang nichts.

„Aber sie täuschen uns nicht, die Herren Italiener." Der Kommandant ist liebenswürdig, dennoch von auffallender Nachdenklichkeit, als horche er, indes er mit uns spricht, immer nach anderer Seite hin. „Wir stehen am Vorabend einer neuen Schlacht, wir wissen alles, — vor allem, daß es die größte der Isonzoschlachten wird, die wir bisher ausfochten."

Er hat nichts zu verbergen. „Gehen Sie ruhig zur Brigade hinaus, von der mein Generalstabschef mir erzählte!" Wagen und Pferde warten. Wir fahren. In die Viertelstunden hallen, da die Pferde traben, die Kanonenschläge jetzt häufiger. Merkwürdig, wie verschlafen hier alles scheint: die Dörfer, deren Häuserwerke von Zeit zu Zeit weiße, berstende, splitternde Wände in die Höhe schleudern, — die Flieger, die im Morgen schaukeln, ruhig zwischen hellen, flockenden Wölkchen, auf dem Bergkamm rechts, dann und wann, aschgrau eine Granatenfontäne.

„Es ist nichts heute, gar nichts . . ." — Der Brigadier benutzt die Stille, um einen Unteroffizier — zum zwanzigsten Male verwegen auf Patrouille — vor dem ganzen, kleinen Stabe auszuzeichnen. Die Geschütze der Italiener rufen jetzt alle drei Minuten. Kurz ist die Rede des Brigadiers; die nächste Granate haut auf dreißig Schritt ein. Man nimmt keine Kenntnis davon. Das Gesicht des Unteroffiziers leuchtet wirklich und strahlt. Der Brigadier kommt langsam auf den Steinhaufen zu, der seine Operationskanzlei ist. „Es ist nichts heute, gar nichts. . ." Wir gehen hinaus zum Beobachter.

Ja, hier liegt der ganze graue, arme, furchtbare Karst. Drüben Doberdo. Ortschaften, halb sichtbar nur, klettern in den Dunst. Der Blick wandert zum Meer. Die Adriawerke sind tot. Dort ist Höhe 144. Leblos liegen die Kräben. Nirgend ist ein Land nackter als hier, nirgends das Regungslose lauernder. Der Rücken von Doberdo hat Narben, unzählige Narben Narben; kreuz und quer: das Grabengewirr. Unten vor Bagni fliegt eine Mine auf. Giftgrüne Wolken, die sich schwer am Boden ballen. Entlang der ganzen Front ist nichts zu sehen. Jetzt spielen die Geschütze nördlicher, in Halbminuten-Abständen. Ueber uns ein Flieger, die Stahlbrust gegen die Sonne. Einer von den neuen Newports; eine silberne, schimmernde Biene, die sich tummelt . . . Der Beobachter telephoniert. Das Schießen kommt näher. Unsere Haubitzen antworten. Es knallt jetzt ganz kräftig. Der Newport überfliegt uns. Auf der Adria wird ein Periskop gesichtet. Nachmittags sind wir in Duino. Schloß am Meer, Romantik, die zerschossen ist . . . Leise knirschen die Kieswege, wenn die Schrapnellscherben, die Schrapnellkugeln fallen. Und sie fallen immerzu. Denn immerzu schwarze Geschwader, hoch über uns . . . Vor dem Burgeingang wieder solch eine safrangelbe Wolke. Gasgranaten. Es ist jetzt ein Getöse in der Luft. Der Karst hallt. Und das Meer rauscht auf. Allmählich ist es lebhafter geworden.

„Meinst du nicht auch?" frag ich den Freund, da wir im Bretterverschlag bei der Brigade Nachtruhe versuchen. Aber er versteht mich nicht. Ich brülle: „Meinst du nicht auch?" Er versteht nicht mehr. Wir werden schriftlich miteinander sprechen müssen.

Denn jetzt ist's nicht mehr fleißigeres Schießen allein: Erste Phase — Artillerievorbereitung.

* * *

Unterirdische Donner im Karst. Wie können Steine stöhnen! Seit Stunden, seit Tagen, seit Nächten geht es so. Vorne ist kein Stück Draht mehr ganz. Die Drähte reißen wie Bindfaden. Hier im Dorf der Division stehen die Bauern, Bäuerinnen und Soldaten, die für eine Stunde der Dienst freiläßt, an der Steinbrüstung, die das Dorf umläuft. Alles späht und späht, aber die Einschläge, die auf den Bergkämmen sichtbar werden, sind doch nur spärlich. Nur die Erde dröhnt . . . So stehen sie den ganzen Abend lang. Und horchen, horchen . . . Nachts zuckt es feurig über Comen auf. Sie schicken wiederum Brandgranate um Brandgranate in die zerschossene Stadt, in der kein Mensch ist, sinnlose Granaten auf Ruinen. Und die Leuchtraketen tanzen.

Alles im Kommando geht ruhige Wege. Nur das blasse Gesicht des Generalstabschefs hat noch ein paar Müdigkeitsstriche mehr: seit drei Tagen, drei Nächten keine Stunde Schlaf . . .

Ernst sagt die Exzellenz: „Die Schlacht ist da . . . Und vorläufig eine neue Art: bloß Artillerie. Wir wollen nicht schönfärben. Die Situation ist nicht leicht. Aber wir werden halten. Und wir haben jeden infanteristischen Versuch bisher noch hinter den italienischen Deckungen niedergehalten." Man muß die Fenster schließen. Sie klirren, sie beben auch so noch genug. Sie beben und klirren übrigens auch im „Excelsior" in Triest. Wie sagte der General vormittags? Und der kleine Leutnant gestern, draußen in Duino? „Wir wissen alle, wofür wir kämpfen . . . Hinter uns ist Triest" —

Ordonnanz mit Meldung. Der Kommandant liest, legt das Blatt fort, drei Sekunden Stille. Und dann ist er schon am Apparat . . .

Am nächsten Morgen hat der Kommandant nur eine Sekunde für uns Zeit. Wir wissen alles, wir hören es ja, wir sehen es an den Bergkämmen, die voll Fontänen stehen: Die Schlacht ist in vollem Gange . . . Der Generalstabschef hat abermals hat abermals die Nacht durchwacht. Jetzt hat das Gesicht einen Ausdruck starrer Ruhe, der keine Untertöne, keine Zwischentöne mehr kennt. Trocken sagt er: „Wir haben Verluste — die Italiener die vierfachen Verluste. Wir halten." — Unten der Wagen wird uns zum Hilfsplatz bringen. Der Generalstabschef arbeitet schon wieder. Aus dem Nebenraum eine Stimme am Telephon. Dieser Kommandant hat eine Stimme von Stahl. Die klaren Augen hatten vorhin einen Zug von Härte. „Es nützt nichts für den Kommandanten. Er muß die Zähne zusammenbeißen. Er darf sich nicht von draußen bestimmen lassen." Auch wenn sie sterben." —

Vor den zwei Pinien rattert ein Auto an. Drei Fliegergeschwader über dem Dorf. Vorwärts, wir wollen fahren. Im Flur, rasch über die schmale Stiege, ein General. Spricht uns sofort an. Ein paar Worte, klar, klug, soldatisch offen, die Form epigrammatisch. Was er sagte, wo immer er es sagte, war immer so: in Przemysl, in den Karpathen. Mehr noch, als daß er blendet: er trifft haarscharf Sache und geistigen Untergrund. Sein Gesicht heute ernst, sehr ernst, dennoch ruhig . . . Die Treppen nimmt er gelassen und schnell zugleich. Sie knirschen unter ihm. Exzellenz steht vor ihm. „Habt acht": Generaloberst von Boroevic.

* * *

Achthundert Tragbahren. Aerzte in blutigen Kitteln. Rechts wird operiert, links die Leichtverwundeten . . . Alle abgebrauchten Worte versagen. Zähne zusammen beißen: Märtyrer ist das schwächste, das man sagen darf . . .

Sie liegen alle still, ganz still. Im rollenden Donner, aus dem kein Einzelschuß mehr sich löst, im Rauschen und Brausen, das alles hier als einziger Orkan umhüllt, macht keiner wohl auch nur zum Sprechen den Versuch. Sie alle fast sind bei Bewußtsein. Die mit den Bauchschüssen . . . Die mit den schwarzen Gesichtern, die die Minen verbrannten . . . Die mit der fahlen, safrangelben Gesichtshaut, die an den Gasgranaten sterben werden. Alles ist eng auf engem Platz gedrängt. Bahre steht neben Bahre, immer neue Bahren kommen an. Halbnackte, die gleich ins Operationszimmer kommen. Leute, die seit fünfzig Stunden im Trommelfeuer lagen. Die Autokolonnen fauchen und stampfen. Sie bringen immer mehr . . . Kleine Karren kommen, je eine Bahre auf dem niederen Fuhrwerk. Sie kommen aus dem Feuer, sie fahren durch das Feuer, sie liegen hier im Feuer. Sechzehn Pferde fielen heute allein bei Jamiano. Die Mannschaft zog die Karreten weiter . . . Italienische Infanterie marschiert vorbei. Gefangene . . . Ein italienischer Major kommt den Platz heruntergelaufen. Die Jacke offen ohne Kappe, das Haar wirr. Mehr wie ein zerzauster Virtuose . . . Der Arm ist gebrochen. Er blieb vor dem Hindernis liegen. Jetzt soll er verbunden werden . . . Unsern Schwerverwundeten winkt er mit den Händen zu. Sie lächeln . . . Wer kann, raucht.

Vorwärts, immer weiter voran! Auto um Auto kommt. Die Newports oben gehen mit. Granaten neben der Straße. Vorgehende Reserven, dunkelgrau. Gewehr in der Hand, Morgensterne. Im Eilmarsch . . . Und Fieber rundum. Vorn, hinter uns, auf der Straße, in der Luft. Von den einschlagenden Granaten Fetzen, Splitter, wirbelnde Masten, Samum aus Stein . . . Auf dem Rückmarsch ist der Hilfsplatz leer. Der Stabsarzt atmet mühsam. Doch er strahlt . . . Alle rollen schon in Eisenbahnen.

Meldung aus Jamiano: Drei weitere Pferde soeben erschossen, diesmal die Mannschaft dazu. Einen Augenblick setzt das Trommelfeuer dicht vor uns jählings aus. Kommt doch wieder Infanterie? Die Reserven singen: „Mir san d' Kaiserjaga — Vom ersten Bataillon . . ." Kärntner, Alpenländler, die das Lied übernahmen. Zischende Fliegerbomben über Comen. Schießt zu! Jawohl, die Schlacht in vollem Gange.

* * *

Die Infanteriekämpfe kennen jetzt keine Unterbrechung mehr. Vor Bagni führen die italienischen Offiziere ihre Sturmstaffel hoch zu Roß; die Sumpfwiesen haben sie alle behalten, Roß und Reiter. Und diese Kämpfe wiederholen stets das gleiche Spiel. Endlich sind die Deckungen völlig zerschossen. Sie werden Friedhöfe im Karst, schweigend starb, was in der Deckung als Wache stand. Dann bringen die Italiener ein. Niemand mehr hier, der 's wehren könnte . . . Dann Gegenangriff. Und wir nehmen wieder die alte Stellung.

„Es ist merkwürdig," sagt der Geniestäbler und horcht hinaus, „die Schlacht läßt sich phonetisch gliedern. Nördlich von 144 war vorhin schweres Trommeln. Und gleich darauf Stille, eine ganze Weile . . . Sie sind gewiß hereingekommen. Und hören Sie nur: Jetzt trommeln wir . . . Wir werfen sie bestimmt bis mittags wieder hinaus."

Mittags ist auch 144 schon erledigt. Die Höhe dampft von Glut. Gestern war ich draußen: unheimlich, wie dort die Gräben hart unter den italienischen Deckungen hängen und kleben —, nur einen Sprung müßten die Italiener tun.

„Sollen's nur versuchen. Absichtlich hab' ich die Stellung so gebaut. Sie können dort nicht flankieren." Zehn Tage war der Geniestäbler draußen gewesen. War gerade von der Vojsca gekommen. Fiebrig, mit hagern Wangen, das feine, intelligente Gesicht halb gelb. Die zehn Tage draußen, zehn Schritt von den Italienern, waren seine Erholung gewesen. Und eine heiße, hektische Röte flammt in sein Gesicht, da sie eben jetzt um Höhe 144 raufen.

Sie sind dort wirklich durchgekommen. Rechts von der Höhe und links von der Höhe. Und eine Sintflut strömte über den Einbruch. Was soll man zu den 102ern sagen? Ein Bataillon lag in dem Graben des Generalstäblers. Keine Verbindung mehr mit der Brigade. Keine mit dem Regiment. Was rechts und links vorbeiströmt, mit Johlen und Schreien, geht in die Tausende. Auf der Straße nach Jamiano eine weite, schuppenschillernde Helmschlange: die Italiener . . . Die Straße ist im Rücken der 102er. Sie sind in einem italienischen Viereck. Sie bleiben, sie halten, halten Stunden schon . . .

„Die Kronstädter sind im Gegenangriff" — —

Von Jamiano her ein wüster Lärm. Sie sind richtig schon im Dorf. Jamiano ist ein Schutthaufen, ein Chaos von Blut und Zusammenbruch, in drei Stunden fegte, was die Erinnerung der Menschheit von kosmischer Vernichtung, Pestilenz und Weltuntergang ahnen kann, über das Karstdorf Jamiano. Häuserreste, hochgewirbelte Steinblöcke, aufgerissene, fortgeschleuderte Straßenteile, Pferdekadaver, zerschmetterte Wagenfetzen, Waffen, blutige, unkenntliche Glieder, Rümpfe —, alles hochgetürmt, ineinander verkrampft, unlösbar verballt, ein einziger, grausiger, riesenhafter Brei . . . . . Die Kronstädter darüber hinweg . . . . . Den Italienern in die Flanke. Und die Italiener werden nicht geworfen. Sie werden gefangen... Die Kronstädter rasen über die zwei Einbrüche hin Die ganze Linie zurückgenommen. Die 102er stehen immer noch, wo sie standen. Hatten sich mitten im Viereck nicht einen Schritt von ihrem Platz gerührt.

Der Kommandant unnahbar. Der Generalstabschef verschwunden. Alles im Kommando, wenn wir für Augenblicke hinkommen, unaufhörlich unterwegs. Es wird wenig gesprochen, alle Gesichter ernst. Bei Tisch huschen die Gespräche über gleichgültige Dinge. Ueber allen Gesprächen Schatten: Die Schlacht . . . Fremde Offiziere kommen, von draußen von irgendeiner Nachbargruppe, kaum daß sie da waren, sind sie auch schon wieder fort. Durch die Tür tritt ein Artillerieoberst, hoch und hager, brennende nervöse Augen, sein Adjutant genau so hager, genau so blaß, so überangestrengt, die Blicke nicht minder heiß und brennend. Sie kommen wie Don Juans steinerne Gäste, mit hallenden Schritten, mit einem leblosen Gruß, der eiskalt durch das Zimmer weht . . .

„Bitte: alle Herren, als hätte ich ihnen die Hand gedrückt . . ."

Sie setzen sich zusammen. Geistesabwesend, wie sie essen, wie sie die Karten aus den Taschen holen, über die Teller breiten, geistesabwesend, wie sie leise sprechen.

„Sie gehen an die kritische Stelle," sagt der Oberstleutnant. Es ist nur ein Flüstern. Keiner von den Offizieren spricht etwas. Niemand soll stören. Ja, wir wissen: Novavas . . .

Der Adjutant hat einen Raubvogelkopf. Das Haar wirr in die Stirn, kühne, wilde, adlerhafte Nase, hünenhafte Brust unter dem farblos grauen, fast fahlen Rock. Wenn er sich bewegt, klirrt schwer sein Waffengehänge. Sein Oberst, wie er . . . Sonderbar, wie die zwei aussehen: Ritter aus verschollener Zeit, mit unsichtbarem Harnisch, moderne Ritter in moderne, furchtbare Schlacht geholt, um den Tod zu bringen, der hier die Rettung ist . . . Die Italiener fallen mir ein, mit ihren Helmen, mit ihren Schutzschilden. Jetzt wirkt das wie Theatermittelalter. Aber die zwei im Harnisch und Helm, den man nicht sieht, sind furchtbar . . .

Der Artillerieoberst diktiert noch immer. Der Adjutant schreibt. Es sind Depeschen, die an den Bestimmungsort der beiden vorangehen. Abgerissene Brocken werden laut:

„Mit möglichster Schonung aller Kräfte . . .

Müssen die beiden Batterien schon eingeschossen sein . . .

Dann verteilt auf die letzten, zwei Kilometer . . .

Möglichste Schonung unterstreichen . . .

Die Suppe wird fortgenommen. Das Fleisch wird fortgenommen. Die beiden haben kaum einen Bissen berührt. Kritzeln des Bleistifts . . . Sie arbeiten den konzentrischen Artilleriegegenangriff. Die Stühle werden geschoben. Ein Wehrgehenk klirrt schwer.

„Bitte: alle Herren, als hätte ich ihnen die Hand gedrückt . . ."

Hallende Schritte. Im Nebenzimmer begnet ihnen der Kommandant. Stummer Gruß. Unten kurbelt ein Auto an. Der Kommandant lächelt: „Am Abend steht der Einbruch bei Novavas . . . Das weiß ich."

Eine halbe Stunde später Kanonendonner, der unerträglich ist. Das ist schon der Artillerieoberst. Man kann dem Donner nicht mehr entrinnen, er macht unfähig zu denken, er hüllt alles in Dröhnen, Untergang, in Stöhnen und Ergebung. Alles scheint zu rollen, zu wanken. Grauenhaft, grauenhaft . . . Abends steht auch der Einbruch bei Novavas.

Hier ist die Schlacht zu Ende.

Der Krieg in Rußland

Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Die Menschenmauer . . .

Köln, 2. Dezember.

Die Menschenmauer, die unüberrennbare, die in sich mit tausend Ankern gefestigte, genietete, in tausend Feuern geschweißte, die etwas phantastisch Gewaltiges in sich trägt, ist mir in ihrer beherrschenden Größe im Laufe des Krieges niemals so voll zum Bewußtsein gekommen wie in der Zeit, da Brussilows Riesenarmeen mit zähestem Willen zum Durchbruch drängten. Mit jedem Tage hämmerten uns die russischen Geschütze in Wolhynien das eine Lied vor, das in seinem Rhythmus Wildheit und Unerbittlichkeit war, das uns von Stunde zu Stunde von neuem die Kraftanstrengungen des Gegners klarmachte, der den ernstesten Tanz wollte, und der sich nicht scheute, seine eigenen Regimenter, seine Divisionen und Korps wie Puppen in das feuerüberwaberte Todesspiel hineinzujagen.

Deutsche Artilleriestellung in einer Schneelandschaft vor Warschau.

Bau von Schützen-Unterständen.

Massen! . . . Zaubert das Wort, das nun so oft und so oft ausgesprochen worden ist, nicht seinem Begriff entsprechend etwas Ungeheuerliches, Riesenhaftes vor unsere Augen? Ist es nicht, als ob sich Berge in Bewegung setzen, die mit zermalmendem Gewicht heranmarschieren, um niederzutreten, was unter ihre Füße kommt? . . . O, wir gedenken noch des scherzhaften kleinen Bildes der „russischen Dampfwalze", in das man hineinzuzwängen glaubte, was an Kraft und Macht auf der östlichen europäischen und asiatischen Erde Rußlands in Marschbewegung kam. Wie armselig war der Begriff! Wie eng, wie nothelferisch! Wie unerkannt war noch alles das, was auf den uns fremden Fluren Rußlands aufgetrieben und gen Westen geworfen worden war.

Wie hatten wohl des öftern an den Krieg gedacht, den Japan glücklich gegen das Zarenreich durchkämpft hatte. Ein Opfer war der Kampf gewesen, ein Opfer, das zum Siege führte, der, mit eisernem Willen erstritten, dem fernen, östlichen Inselvolke zu einer Leiter des Aufstieges, zu einer Brücke in die Welt hinein wurde. Auch damals war Rußland marschiert, und in wilden Kämpfen hatte es den todesmutigen gelben Stürmern seine Männer entgegengeworfen, ohne die Niederlagen von Port Arthur, von Mukden vermeiden zu können. Grausige Bilder steigen im Zurückdenken auf. Und doch: War das damals die große russische Kraft? . . . Wir wissen heute, daß es nicht der Fall gewesen ist, daß das Zarenreich nicht wie in diesem Kriege gegen Deutschland bis zu den letzten Grenzen hin zusammenfaßte, zusammenraffte, was es an Männern besaß, um im Verein mit den andern großen uns feindlichen Mächten seine Fahnen gen Westen zu tragen. Niemals zuvor sind die Ebenen am Don, an der Wolga, die Steppen Sibiriens und Turkestans, die Berge des Urals, die weiten Gebiete Kaukasiens so aufgestanden wie jetzt. Der ganze Osten erhob sich und marschierte. Sibirien rückte heran, Transkaspien, die Ebenen am Amur. Helle und dunkle Menschen, weiße und gelbe, gerad- und schlitzäugige, alles kam; denn durch das Freundschaftsband mit dem ehemaligen Feind im Osten wurden die Grenzen dort frei, und in den Militärlagern fanden sich die Männer der nomadischen Kosakenstämme, die Krieger von Geburt, ebenso wie die Leute aus Wladiwostok, aus dem heiligen Moskau und Petersburg . . . Rußland stand auf!

In den großen Truppenlagerräumen von Kiew und Kamien Podolski ist es vor der wolhynischen Offensive Brussilows hoch hergegangen. Nicht nur die Rückenstützen für Rumänien und die Pfähle gegen Bulgarien sind dort in eifriger Arbeit zurechtgeschlagen worden, sondern auch die Massen sammelten sich dort, die zusammen mit denen der neuaufgestellten Petersburger Garden im Heere Brussilows Ruhm ernten sollten. Im Frühjahr hieß es, als die Kämpfe um Wilna anbefohlen worden waren: „Die besetzten Gebiete sind vom Feinde zu befreien." Für den Sommer und Herbst gab es die große Parole: Der Feind ist zu werfen „um jeden Preis". Und damit war Brussilow die Macht über Leben und Tod von Millionen russischer Männer zum freien Walten in die Hand gelegt worden. Er hat die Gewalt schonungslos gebraucht. Er hat Wolhynien zu einem weitaus größern Opferfelde gemacht, als es zuvor das Karpathenland, die galizischen Hänge im Sturm auf Ungarn geworden sind. Er hat die weite Erde südlich der großen Sümpfe bis hinunter in die Bukowina zu einem einzigen großen, blutdampfenden Kessel werden lassen; er hat mit den Menschenleben gespielt, als ob es Bachkiesel seien, die man in die Hand nimmt und wegwirft.

Nicht Sieg hoffend, sondern Sieg wollend, Sieg zwingend, brach er mit seinem Heere auf. Er wälzte Bergmassive gegen einen dünnen Strich, gegen einen Faden, der freilich, aus härtestem Stahl geschweißt, die Wälle, die er vortrieb, zerschnitt. Seele war in dem gespannten Strang! In ihm stand dem Willen des einen, Brussilows, der Wille des einzelnen der stumpfen Masse gegenüber; der Wille, der zweckbewußt mit scharfem Auge den Feind bewachte, belauerte, der in sich sein Volk, die Heimat, das zu verteidigende Vaterland fühlte. Aus diesem Material wuchs, so gering die Anfänge waren, so schnell es geschehen mußte, die Menschenmauer auf, die gegen den neuen Sturm der Russen errichtet werden mußte.

Harte Prüfungen hat sie durchmachen müssen. Oft gelang es dem wild anrennenden Feind, sie an dieser oder jener Stelle in der Breite weniger Kilometer einzudrücken. Und manchmal brach sein ständiges Stürmen, Hämmern und Nagen doch einen Brocken aus dem Ziegelwerk. Aber was tat das? Es wurde nie der Durchbruch. Für das Ganze konnten solche „Erfolge" Brussilows nichts bedeuten. Er erkaufte sie mit hohen Blutopfern. Er bezahlte sie bar auf den selbstgewählten Schlachtfeldern mit den zerschlagenen, vernichteten Menschenleibern seiner Soldaten. Schwindelerregend sind die Zahlen, die er hingegeben hat; denn was ihm auch hier oder dort von unserer Front für kurze Zeitspannen ausgeliefert werden mußte — oft für Stunden, seltener ist es für Tage gewesen — die Unseren holten es wieder. Und gleich in Abwehr und Angriff haben sie dem Feind stets ihre hohen Rechnungen entgegengeworfen.

Was die Menschenmauer immer wieder zu ertragen gehabt hat, was sie in ihrer Unerschütterlichkeit hinnahm, läßt sich wohl am besten schildern, wenn ich ein Bild der Russenstürme gebe. Wie wir sie in kleinerm Maße während der frühern Offensiven beobachtet haben, so traten sie stärker in den Sommerkämpfen vor der mittlern Ostfront, und am stärksten zuletzt vor unsern wolhynischen Stellungen auf. Wildes Artilleriefeuer, das sich zu Stärken steigerte, die nach den Aussagen und Beobachtungen von Sommekämpfern den Anstrengungen der Franzosen nicht im geringsten nachsteht, eröffnete stets die großen Kampftage. Stundenlang, ja tagelang, lagen unsere Stellungen unter dem gewaltigen Branden, Hämmern und Dröhnen der niedergehenden feindlichen Geschosse. Es roch brandig im ganzen Angriffsraum. Die Luft war eisenhaltig, wie die Feldsprache sagt, sie war „dick wie Tinte!"

Und dann, wenn die Artilleriestürme noch im stärksten Brausen waren, brach es aus den feindlichen Gräben hervor. Zuerst dünnere Linien, Mannschaften mit Handgranaten und dazwischen Sturmtruppe mit Drahtscheren, die den Auftrag haben, soweit wie möglich Breschen in die zerschossenen Hindernisse vor unsern Stellungen zu legen. Ohne weitere Waffen, häufig aber mit Kolben in den markigen Händen, so stürzen sie vorwärts, sofort vom lebhaftesten Schützenfeuer, vom Geratter und Geknatter unserer Maschinengewehre empfangen. Dicht hinter ihnen folgten neue Handgranatenwerfer, eine zweite Linie mit Gewehren, eine dritte Linie ebenso, Mannschaften, die zum Bajonettkampf bestimmt sind, und an diese schließen sich nun schon die dichten Wellen der Massen, oft in Kompagniebreiten. Sechs, acht, zehn bis zwanzig Linien konnten gezählt werden, die sich in einem Ansturm folgten. Häufig wurde beobachtet, daß nach vier bis fünf Linien eine Mannschaftswelle ohne Waffen kam. Zuerst waren uns diese Leute ein Rätsel. Ueberlebende gaben aber die Aufklärung; denn diesen russischen Soldaten war die Weisung geworden, daß sie sich während des Vorstürzens mit den Waffen der Gefallenen auszurüsten hätten. Soweit die Stürme sich entwickeln konnten, wurden bereits nach der dritten Linie Maschinengewehre mit vorgebracht. Und um ein Zurückweichen der ersten Sturmkolonnen grundsätzlich zu unterbinden, schob Brussilow in die Sturmverbände Postenketten seiner Polizeitruppen ein, die nur Verwundeten das Umkehren erlauben sollten.

Wie unmenschlich diese Soldatenbüttel den ihnen gegebenen Befehlen gerecht wurden, haben wir vielfach feststellen können; denn zurück kommt nur, wer mit der Waffe kommt; wer sie im Schmerz auf dem Kampffelde liegen ließ, wird wieder vorgepeitscht, und selbst von Schwerverwundeten verlangte man, daß sie im deutschen Feuer zurückgingen und die liegen gelassenen Gewehre holten. Leute, die sich knapp noch fortschleppen konnten, sind dann oft vom Schicksal ereilt worden, das sie an die Seite derer streckte, die schon vordem als Opfer dieser Stürme vor unsern Linien liegenblieben.

Doch das ist nur die Gliederung einer ersten Kolonne. Zweite und dritte folgen im Sturm, und soweit es in der Entwicklung durch das Gelände möglich ist, gehen die Kompagnien geschlossen vor. In dieser Art und in gleichen Abständen folgen die weitern zum Einsetzen bereitgehaltenen Verbände. Schonungslos werden die Truppen zum Angriff getrieben. Sie fluten vorwärts unter der Einwirkung des ständigen Drucks von hinten, der oft genug in Gang gehalten wird, indem die Russen eigenes Artillerie- und Maschinengewehrfeuer auf die Gräben richten, um die Mannschaften herauszubringen. Zu Dutzenden von Malen — und ich selbst habe es gesehen — haben wir von unsern vordern Beobachtungsposten wahrnehmen können, wie die Sturmtruppen von Offizieren mit Nagaiken- und Stockhieben zum Verlassen der Gräben, zum Vorgehen gezwungen wurden. Oft genug ist es dann auch vorgekommen, daß sich ganze Bataillone weigerten, den Angriffsbefehlen zu folgen, wenn in fünf-, sechs- und achtfachen Vorstößen eines Tages, einer Nacht, die Stürmer sich schließlich den Weg zu unsern Stellungen über die Leiber der gefallenen Kameraden suchen mußten.

Nach heißen Gefechten gelang es oft noch, einen der Aermsten, die mit zerschlagenen Gliedern dicht vor unsern Stellungen lagen, zu bergen und ihn der helfenden Hand des Arztes zuzuführen. Unglückliche Menschen! Mit leidverzerrten Zügen lagen sie da, und trotzdem glücklich, der klagenden Weite entronnen zu sein, dem Kampffelde, auf dem zwischen Leichen in Granattrichtern ihre im Schmerz schreienden Brüder, ihre in Stoßgebeten um Erlösung zum Himmel flehenden Kameraden lagen. Wie oft haben wir dieses bettelnde, inhaltschwere, wehmütige „Germanski", „dobre Germanski" nach den Massenangriffen gehört! Und wie oft haben Leute von uns noch ihr Leben gewagt, um denen, die durch fremde Gewalt inmitten der Masse als Kämpfer gegen sie vorgetrieben worden waren, zu helfen. Eine kleine Zahl ist es nur gewesen, die im Verhältnis zu dem, was auf all den russischen Feldern liegen geblieben ist, gerettet werden konnte. Eine kleine Zahl war es auch nur im Vergleich zu denen, die im Sturm schon dicht vor unsern Stellungen standen und dann noch von der tödlichen Kugel, von den krachend berstenden Handgranaten zerrissen in die Stacheldrahthindernisse geschleudert wurden. Tapfere Massen, blinde Gehorcher, und viele darunter, die sich des Unwertes bewußt sind, den sie in der Hand ihrer Führer besitzen. Mir wurde einmal von einem der Geretteten, kurz nachdem er in unsern Graben geschleppt wurde, mit müdem Lächeln gesagt: „Bei uns ist das so: einer wird totgeschlagen — ein anderer kommt . . ." Er hat recht gesprochen. Doch statt des „einen" hätte er „viele" sagen müssen; denn das Wort trifft auf Kompagnien, Bataillone . . . auf Regimenter, auf Divisionen zu. General Brussilow spielt mit den Menschen. Er liebt den Totentanz der Massen, er weiß, daß die Menschenmauer, gegen die er seine Truppen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln rücksichtslos vortreiben läßt, nicht wankt, und trotzdem hofft er, trotzdem sucht er den Sieg im Durchbruch immer wieder zu gewinnen.

Die Menschenmauer . . . Nur wer in ihr stand, weiß, was sie bedeutet!

Englische Prisengelder.

Die englische Gesandtschaft in Stockholm verbreitet durch das schwedische Telegraphenbureau folgende Erklärung: „Anläßlich der von deutscher Seite stammenden Behauptung, die sich hier und da in der schwedischen Presse findet, und die in den letzten Tagen wieder aufgegriffen ist, sieht sich die englische Gesandtschaft in Stockholm genötigt, kategorisch die Behauptung zu dementieren, daß Offiziere und Mannschaften englischer Kriegsschiffe als Belohnung einen bestimmten Beitrag für jeden feindlichen Seemann erhalten, den sie im Streit getötet haben. An dieser Behauptung ist kein wahres Wort. Tatsache ist, daß Offiziere und Mannschaften englischer Kriegsfahrzeuge seit vielen Generationen „Prisengelder" für feindliche Schiffe, die sie genommen oder zerstört haben, erhalten, und daß diese „Prisengelder" nach der Größe der Besatzung des fraglichen Schiffes berechnet werden. Der Betrag der „Prisengelder" ist indessen gleich groß, gleichviel, ob ein Mann der feindlichen Besatzung getötet ist oder nicht. Als Beispiel, wie die Größe des Prisengeldes berechnet wird, mag der Fall des deutschen Minenlegers „Meteor" angeführt werden. Nachdem dieses Schiff am 9. August 1915 das englische Fahrzeug „Ramsay" versenkt hatte, wurde es selbst von einem Geschwader leichter englischer Kreuzer umringt. Als es klar war, daß die Flucht unmöglich sei, wurde der „Meteor" durch Sprengung von der eigenen Besatzung vernichtet, die sämtlich an Bord eines in der Nähe befindlichen schwedischen Fischerfahrzeuges ging. Das englische Prisengericht erkannte am 13. November 1916 den Offizieren und Mannschaften der in Frage kommenden englischen leichten Kreuzer eine Belohnung im Gesamtbetrage von 655 Pfund Sterling zu. Diese Summe wurde berechnet mit 5 Pfund pro Kopf der Besatzung des „Meteor". In diesem Falle wurde die wirkliche Größe der Besatzung des „Meteor" mit 131 Mann durch eine Gruppen-Photographie festgestellt, die von der Besatzung des „Meteor" nach ihrer Rückkehr nach Deutschland aufgenommen war. Es ist unter diesen Verhältnissen klar, daß keine Rede davon sein kann, ob ein Mann der feindlichen Besatzung „getötet" worden ist."

Soweit der englische Gesandte in Stockholm, der mit seiner Erklärung offene Türen einrennt. In Deutschland ist niemals die Behauptung aufgestellt worden, daß die englischen Prisengelder nach der Anzahl der im Kampf gefallenen Deutschen berechnet würden; vielmehr ist auch in Deutschland allgemein bekannt, daß für die Höhe der Prisengelder die Besatzungsstärke des Schiffes maßgebend ist. Ob die Besatzung eines Schiffes von den englischen Prisengerichten aus den in jeder Flottenliste zu findenden Angaben über die Höhe der Bemannung oder auf andere Weise festgestellt wird, ist für die Beurteilung völlig belanglos, die man in Deutschland dem System der Prisengelder angedeihen läßt. Wogegen sich das deutsche Empfinden auflehnt, ist die Tatsache, daß auch heute noch in England das aus den Zeiten des Mittelalters und der Kaperei überkommene System der Prisengelder besteht, daß es also dem Engländer nicht genügt, ein feindliches Schiff unschädlich gemacht, also seinem Vaterlande genützt zu haben, sondern daß er hierfür noch einen klingenden Lohn fordert. Wenn nun überhaupt eine Tat, für die nach deutschem Empfinden das Gefühl der getanen Pflicht Lohnes genug sein sollte, mit barer Münze bezahlt werden muß, so würde es — immer nach deutschem Empfinden — näher liegen, diese Belohnung nicht nach dem ein- für allemal feststehenden Satz von 5 Pfund Sterling pro Kopf der Besatzung des vernichteten deutschen Schiffes auszumessen, sondern nach dem Gefechtswert des versenkten gegnerischen Schiffes und hauptsächlich nach dem Maß der hierbei bewiesenen Tapferkeit und Geschicklichkeit.

Daß letztere überhaupt keine Rolle spielt, daß die Prämie vielmehr die gleiche bleibt ohne Rücksicht auf das Maß der geleisteten Arbeit, beweist gerade der in der Erklärung der englischen Gesandtschaft selbst angeführte Fall des Hilfskreuzers „Meteor". Nachdem dieses Schiff in erfolgreicher Weise Minen gelegt und Handelskrieg geführt, auch den überlegenen englischen Hilfskreuzer „The Ramsay" im Kampf vernichtet hatte, wurde ihm von mehreren englischen kleinen Kreuzern, von denen jeder dem deutschen Schiff überlegen war, der Rückweg verlegt. Der „Meteor" brachte die eigene Besatzung und die Gefangenen des „Ramsay" in Sicherheit und wurde dann von der eigenen Besatzung gesprengt, bevor das englische Geschwader einen Schuß auf den „Meteor" abgegeben hatte. Das englische Prisengericht billigte trotzdem dem englischen Geschwader das Prisengeld zu und stellte somit die Selbstvernichtung des Schiffes der Vernichtung im Kampf gleich. Im übrigen ist es vom englischen Standpunkt aus durchaus erklärlich, daß das „Prisengeld" nach der gesamten Besatzung und nicht etwa nur nach der Zahl der getöteten oder gefangenen Mannschaften berechnet wird, denn im letzteren Falle würde sich das Prisengeld um einen erheblichen Betrag vermindern, wodurch der englische Geschäftssinn nicht auf seine Kosten kommen würde.

— Wer eine Glatze hat, braucht für den Kamm nicht zu sorgen.

— Mit dem Hute in der Hand verdirbt man leicht den Rand.